Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 18 (1950-1951)
Heft: 4

Artikel: Brief-Mosaik II
Autor: Hesse, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758842

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BRIEF-MOSAIK II

von Hermann Hesse

Lieber Herr Dr. Meier

Hier also schicke ich nochmals ein Brief-Mosaik, das zweite und letzte.

An sich wäre es ja eine durchaus mögliche und sinnvolle Art von Publikation, was wir da versucht haben, prinzipiell ist nicht viel dagegen zu sagen. Aber die Lust ist mir vergangen, und zwar zum Teil der Erfahrungen wegen, die ich mit unsrem ersten Mosaik gemacht habe und die zum größern Teil enttäuschend waren. Und dann hat mir die letzte Zeit wieder einige bösartige und wehtuende Konfrontationen mit dem Zeitgeist und mit dem literarischen Nachwuchs in Briefform beschert, die mich gelähmt haben.

Freilich, mit diesen enttäuschenden Erfahrungen fertig zu werden, ohne mich durch sie lähmen und des guten Willens berauben zu lassen, wäre meine Aufgabe, und bleibt es auch, denn es nützt natürlich nichts, solche Erfahrungen durch einen Rückzug aus dem tätigen Leben zu beantworten. Aber es kam noch eine andere Erfahrung oder Belehrung hinzu, und sie ist es, die mir die Fortsetzung dieser Briefpublikationen vollends verbietet. Waren die Briefe meines ersten Mosaiks spontan und unmittelbar aus den Anrufen des Lebens entstanden und ihre Auswahl und Veröffentlichung nur ein nachträglicher Handgriff gewesen, so hat mir unsre erste Publikation eine Erfahrung gebracht, an die ich vorher gar nicht gedacht hatte, die Erfahrung nämlich, daß es ein anderes ist, aus privaten Briefen nachträglich ein Mosaik zusammenzustellen, und ein ganz anderes wieder, private Briefe zu schreiben, bei deren Abfassung dem Autor schon die Möglichkeit oder Absicht der Veröffentlichung vorschwebt. Damit geht etwas verloren, eine Frische und Unschuld, die sich nicht ersetzen läßt, auch nicht durch erhöhte Gewissenhaftigkeit beim Schreiben. Ich werde vielleicht, ja wahrscheinlich noch manchen Brief schreiben, den ich nachträglich zur Publikation geeignet finden werde. Aber als Briefschreiber dauernd mit halbem oder ganzem Bewußtsein die Möglichkeit der Publikation vor sich zu haben, also nicht mehr zu wissen, ob man nun eigentlich an Herrn M. oder Frau P. schreibe oder an eine ganze

Leserschaft, das schwächt den Schreibenden auf eine merkwürdige und beinahe unheimliche Weise.

So wollen wir das heutige Mosaik denn das letzte sein lassen, es soll nicht zur Gewohnheit und zu einer Art ständiger Rubrik werden, in unser beider Interesse und dem der Leser.

Mit herzlichen Grüßen Ihr H. H.

*

An den Verfasser einer Broschüre über mich.

Sehr geschätzter Herr

Wie es leider den Anschein hat, ist mein kurzer Dank für die Zusendung Ihrer Arbeit verloren gegangen, und ebenso die kleine Drucksache, die ich Ihnen damals sandte. So wiederhole ich denn heute beides:

Sie haben richtig vermutet, daß es mir kaum möglich sein werde, Ihr Werkchen zu lesen. Ich muß, so wie es um mich steht, zufrieden sein, wenn ich mit dem Lesen der Briefpost jeden Tag annähernd fertig werde.

Und dann kommt hinzu, daß ein Autor in meinem Alter nicht mehr neugierig auf solche Literatur sein kann. Es wäre ja auch traurig, wenn er im Alter von 73 Jahren noch Freude daran fände, seine Person oder sein Werk in Büchern oder Broschüren behandelt zu sehen, oder wenn er noch den Wunsch hätte, seine Leserschaft oder seinen Einfluß auf diese Leserschaft vermehrt zu sehen. Bei mir sind solche Wünsche längst nicht mehr vorhanden, und auch die Einbildung, es sei von meinen Schriften etwas wie eine moralische Wirkung ausgegangen, ist großenteils erstorben. Es kommen da so merkwürdig ernüchternde Sachen vor. Zum Beispiel hat vor etwa einem Jahr ein junger Mensch im Rheinland mir zwei-, dreimal rührende, begeisterte Leserbriefe geschrieben, in denen er die erziehende und erbauliche Wirkung pries, die Demian, Siddhartha und Goldmund auf ihn gehabt hätten. Der Dichter, er hörte es gerne, es klang so hübsch und wahrscheinlich. Aber plötzlich, im dritten oder vierten Brief dieses durch mich herangebildeten Knaben kam die schlichte Wahrheit zutage: diesmal wollte er mir das allerhöchste Lob spenden, das ihm möglich schien. Und er gestand, meine Bücher hätten ihm ungeheuer viel bedeutet, ja nahezu ebenso viel wie die Schriften von Frau Luden-

dorff, welchen er die Grundlagen seines ganzen Denkens und Weltbildes verdanke. Da hatte ich es denn. Ueberhaupt habe ich ja, wenn ich mich recht erinnere, vom Erziehen überhaupt niemals sehr viel gehalten, d. h. ich habe stets starke Zweifel daran gehabt, ob der Mensch durch Erziehung überhaupt irgendwie geändert, gebessert werden könne. Statt dessen hatte ich ein gewisses Vertrauen zu der sanften Ueberzeugungskraft des Schönen, der Kunst, der Dichtung, ich selbst war in meiner Jugend durch sie mehr gebildet und auf die geistige Welt neugierig gemacht worden als durch alle offiziellen oder privaten «Erziehungen». Das Geständnis des begeisterten Knaben nun hatte mich derb ernüchtert, und wie das so geht, im grellen Licht dieser Entzauberung wurde mir plötzlich noch ein andres, früheres, ganz ähnliches Erlebnis wieder sichtbar, das ich bisher sorgfältig vergessen hatte. Da gab es eine Freundin von mir, eine Dame von gutem Geschmack, Schweizerin, aus liberal denkender, guter Familie. Die hatte sich in einem Geheimkämmerchen ihrer Wohnung ein Privatheiligtum eingerichtet. Einmal, in einer Stunde besonderen Vertrauens, hat sie es mir gezeigt. Da stand allein für sich an der Wand ein Möbel, wie ein Bücherschaft, von einem Vorhang zugedeckt, und als der Vorhang weggezogen war, erschien auf dem oberen Boden ein halb lebensgroßes Hitler-Bild (es war um 1934), daneben stand ein Leuchter mit Kerzen und lag links das Neue Testament, rechts, schön gebunden, «Mein Kampf». Im unteren Fach aber stand, Band an Band in hellblauem Leinen, alles was je an Büchern von mir erschienen war. Es war das Groteskeste, was ich je erlebt hatte, nie bin ich so wütend und zugleich so verlegen gewesen. — Und nun hatte es also nichts genützt, daß es mir gelungen war, dies kerzenbeschienene Heiligtum zu vergessen. So wie jener Dame das Nebeneinander von Heiland, Hitler und Hesse möglich gewesen war, so verehrte dieser Jüngling mich und Mathilde Ludendorff als seine Lehrer und Erzieher. Das sind kräftige Lektionen.

Daß solche Erfahrungen, von denen ich hier nur zwei besonders krasse erzählt habe, einen mancher Illusion und mancher Eitelkeit entkleiden, ist selbstverständlich. Weniger selbstverständlich, vielmehr eher wunderlich, ja kaum begreiflich ist es, daß ein Autor solchen Begegnungen mit der Wirklichkeit nicht nur standhält, daß er sie entweder zu vergessen oder sie durch scheinbar rationale Betrachtung zu bewältigen sucht, und daß er ihnen zum Trotz den Glauben behalten kann, sein Tun und Spielen, sein Leben, Denken und Arbeiten habe einen Sinn, es sei zu rechtfertigen, es werde auf irgendeine geheimnisvolle Weise dennoch wirkend fortleben, es werde da und dort einen der nachweisbar

nicht erziehbaren Menschen eben doch im Herzen auf eine wohltätige, erweckende, bessernde Weise ansprechen. Denn etwas wie einen solchen Glauben zu haben kann ich nicht leugnen. Er steht im Widerspruch zu vielem, was vernünftig ist, aber er existiert, und daß die lebendige Wirklichkeit nur selten vernünftig aussieht, haben wir ja oft genug erfahren. So wie in einem törichten Knabenkopf der Glaube an einen harmlosen Dichter und Humanisten ruhig dicht neben dem Glauben an Frau Ludendorff wohnen kann, so kann in einem alten Dichter und Humanisten der Glaube an die Unerziehbarkeit der Menschen den Glauben, daß die Herzen seiner Mitmenschen doch irgendwie zu erreichen und zu rühren sein müßten, nicht für immer verdrängen.

Ich bin weitschweifig geworden. Nehmen Sie aus diesem Brief, was Sie brauchen können...

*

Montagnola, im Februar 1950

Hochgeschätzter Herr Dr.

Für Ihren Brief sage ich Ihnen schönen Dank, vieles in ihm hat mich freundlich und verwandt angesprochen.

Doch kann ich Ihre Einladung, einer zu gründenden deutschen Kulturgesellschaft als Mitglied des Senats beizutreten, nicht annehmen, auch nicht vorläufig und unverbindlich, wie Sie vorschlagen, denn die Frage ist von vornherein entschieden. Ich habe mehreren Akademien und Gesellschaften ähnlicher Art in Deutschland auf solche Einladungen mit einem Nein antworten müssen, und kann davon nicht abgehen.

Wir sind hier in der kleinen Schweiz schon vor Hitlers Auftreten empfindlich und mißtrauisch gewesen gegen alles Einbezogenwerden in ähnliche Befreundungen mit Nachbarvölkern, und besonders empfindlich war die Schweiz gegen Ansprüche, die einen Zusammenschluß auf Grund sprachlicher Gemeinschaft forderten. Es begann mit der Berufung auf Zeiten, in denen die heutigen Staatengebilde noch nicht bestanden, es begann mit der Beschwörung gemeinsamer Leistungen kultureller Art, man wurde dringlich an Goethes Liebe zur Schweiz erinnert — und es endete mit dem Druck von Propaganda-Landkarten, auf denen die Schweiz als südlicher Gau von Großdeutschland zu sehen war.

Ich bin nun kein geborener und vollwichtiger Schweizer, von meinen vier Großeltern war nur eine Großmutter Schweizerin (sie sprach aber nicht deutsch, sondern französisch), aber gerade

als freiwillig Eingewanderter und Eingebürgerter habe ich doppelt auf Loyalität geachtet. Es gab Gebiete genug, auf denen mein völliger Mangel an Nationalismus oder, wenn Sie wollen, an Patriotismus auch der Schweizer Wahlheimat gegenüber sich zeigen und betätigen konnte; nach außen hin habe ich die schweizerische Haltung der unbedingten Verteidigung des eigenen Bodens und der eigenen politischen Unabhängigkeit ebenso wie des unbedingten Verzichtens auf etwaige Annexionen stets gutgeheißen und mitgemacht. Ein einziges Mal habe ich eine Ausnahme gemacht und nach anfänglichem Sträuben und Neinsagen mich überreden lassen, die Wahl in eine reichsdeutsche Körperschaft, in die Berliner Akademie, anzunehmen. Ich tat es unter ausdrücklichem Hinweis auf meine politische Zugehörigkeit zur Schweiz und meine Ablehnung aller großdeutschen und alldeutschen Ansprüche. Aber schon bald mußte ich wieder nach Berlin schreiben und meinen Austritt anmelden, bei dem es denn auch geblieben ist.

Seither ist mir das Ablehnen ähnlicher Einladungen um so leichter geworden, als Alter und Resignation mich ohnehin gegen das, was durch Gesellschaften, Akademien, Organisationen zu erreichen ist, immer skeptischer gemacht haben. Ich habe im Sinn, als schwieriger und belächelter Individualist zu sterben.

*

Montagnola, im Februar 1950

Lieber Herr F.

Das ist ein überraschendes und wunderbares Geschenk, das mir da durch Sie, begleitet von Ihrem lieben Brief, zugekommen ist: zwei Briefe und drei Postkarten von der Hand meines Carlo Isenberg, unseres Carlo Ferromonte, des seit Kriegsende im Osten Verschollenen. Ebenso rührend wie erschreckend und geisterhaft blickten mich beim Oeffnen Ihres Briefes die Blätter mit Carlos schöner Handschrift an, die mir einst so sehr vertraut war und in der ich zum Teil die Handschrift seines Vaters wiederfinde, wie auch Anklänge an die leichte, rasch fließende, schöne Schrift meiner Mutter, die ja Carlos Großmutter war. Mein erster Gedanke war natürlich, die Blätter an Carlos Frau weiterzugeben, doch wagte ich nicht, sie ihr einfach zu schicken, der plötzliche Anblick der Handschrift des seit fünf Jahren Vermißten hätte sie zu sehr erschüttern können. So habe ich ihr vom Auftauchen dieser teuren Blätter Mitteilung gemacht und sie ihr angeboten. Ihnen aber sage ich herzlichen Dank.

Ihr Brief beschenkt mich überdies mit einem persönlichen Bekenntnis. Sie haben das Problem gelöst, in zwei Welten zu leben und beiden gerecht zu werden, Sie sind Arbeiter und gehören der Arbeitskameradschaft einer Fabrik an und zugleich leben Sie in innig-getreuer Beziehung zu Kunst und Geist, zu Musik und Dichtung. Das ist viel und ist vorbildlich und ist mir darum doppelt wertvoll, weil ich unter meinen vielen Korrespondenten, Sorgenkindern und Problematikern auch so einen habe, der aber noch jung und noch weit von der Lösung seines und Ihres Problems entfernt ist. Er muß seine Tage in einer Fabrik am Schraubstock stehen, während seine große Liebe und Leidenschaft das Lesen von Büchern und das Schreiben von Gedichten ist. Er hat gute Anlagen und ist ein treuer Mensch, aber unmöglich kann ich ihn in dem Wunsch bestärken und ermutigen, seinen Schraubstock stehenzulassen und sich als einsames Genie in einer romantischen Dachstube zu etablieren. Vorläufig kennt er das Elend des Künstlers noch nicht, der sein Brot nicht findet und dem kein Schraubstock zur Verfügung steht, und er ahnt wohl auch noch nicht viel von jenen Gefühlen des Entbehrlichseins und des sozialen Unwertes, die heute selbst arrivierten Künstlern bitter lästig werden können. Genug nun, seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrem

*

An einen Siebzehnjährigen, den die Ungewißheit quält, ob seine Gedichte etwas wert seien.

Lieber Herr S.

Sie möchten gern die quälende Ungewißheit loswerden. Aber gerade die Ungewißheit ist das Los mit dem Sie fertig werden müssen. Kein Mensch kann Ihnen sagen, ob Sie einst, statt der jetzigen Anfängerverse, wertvolle und bleibende Verse machen werden. Auch ich habe in Ihrem Alter keinen einzigen Vers geschrieben, der überdauert hätte. Und manche langsam sich entwickelnden Dichter, zum Beispiel Conrad Ferdinand Meyer, haben noch mit dreißig Jahren sehr schwache Verse gemacht.

Sie müssen sich weiter damit herumschlagen, und wenn Sie das nicht mehr zu können glauben, müssen Sie versuchen, ob Sie auf die ganze Dichterei verzichten können. Vielleicht gelingt es. Wenn

nicht, dann geht die Plagerei von neuem an. Aber seien Sie nicht undankbar und vergessen Sie nicht, daß diese Kämpfe und Versuche uns auch große Freuden bringen, Freuden, die andre nicht kennen. Mit freundlichem Gruß

Ihr

*

Liebe Frau R.

Eigentlich ist das Leben zu kurz für solche Briefwechsel. Aber es ist Ihnen mit Ihrem Anliegen zu ernst, und ich schätze Sie doch zu sehr, als daß ich Ihren Antwortbrief einfach weglegen dürfte. Auch ist es ja, komischerweise, eine sehr aktuelle und täglich von Tausenden gestellte Frage, um die es geht. Es ist die Frage, ob wirklich der Geist der Widersacher der Seele, das «Denken» bloß ein Intelligenz-Sport und das fühlende Gemüt unser erster und vielleicht einziger Führer in moralischen Entscheidungen sei. Es gibt einige tausend Bände Literatur darüber, aber wir beide sind ja darin gleich eingestellt, daß es uns nicht um Philosophie geht, sondern vor allem um ein praktisches Problem des täglichen Lebens, um das Problem aller «Intellektuellen».

Wenn ich das wenig angenehme Wort «Intellektuelle» schreibe, fällt mir unweigerlich ein anderes, noch weit widerlicheres Wort ein, das einst von den «Intellektuellen» des Dritten Reichs erfunden wurde. Es hieß «Intelligenzbestie», und ist, Gott sei Dank, aus der viel mißbrauchten deutschen Sprache wieder verschwunden.

Damals, als Deutschland von Bestien «geführt» wurde, waren es gerade die Intellektuellen Hitlers, die das garstige Wort erfanden. Sie mußten Bescheid wissen, denn sie selbst waren es ja, die den Geist an die Macht verkauft und die Aufgabe übernommen hatten, den Geist, soweit er für Hitler nicht käuflich war, zu verdächtigen, zu entwerten und dem «Volkszorn», einer von den Bestien erfundenen Instanz, preiszugeben. Seither haben die Leute, die nicht gern denken, die Schwärmer für Blut und Boden, Volksgemüt und Volkszorn, die Animosität gegen das, was sie «Geist» nennen, die Angst vor dem Denken und Urteilen, die Scheu vor Kritik und genauer Formulierung weitergepflegt und sich weiter darum bemüht, die zarte reine Volksseele vor Einbrüchen aus der Welt der rauhen Wirklichkeit zu behüten. Und immer mit einem Anschein von Recht, denn es waren und sind ja nicht die Schlechtesten, die sich vor dem enthüllenden, entblößenden, ehrfurchtlosen Worte fürchten, es sind die Anständigen und Gediegenen mit dabei. Sie fürchten das Niederreißen, die Ehrfurchtslosigkeit,

darum fürchten sie den «Geist» und ziehen ihm die «Seele» vor, als die Domäne der unschuldigen Gefühle.

Man sollte aber weder Geist noch Seele mit Anführungszeichen schreiben. Die christliche Lehre läßt den Menschen aus Leib, Seele und Geist bestehen, und auch die Psychologie hat bis vor kurzem die Gaben und Tätigkeiten des Verstandes als ein Teilgebiet des Seelenlebens betrachtet. Sie gehören unbedingt und untrennbar zusammen, Geist und Seele, Verstand und Gemüt, und wer eines von ihnen auf Kosten des andern oder gar im Kampf gegen das andre überschätzt und überzüchtet, der sucht und pflegt das Halbe statt des Ganzen, er ist krank, er ist nicht Mensch mehr, sondern Spezialist. Wer also das kritische Wort, den analysierenden und erkenntnisgierigen Verstand überzüchtet, tut es auf Kosten des Ganzen, des Menschentums. Das ist es, was Sie oft gespürt haben und was Sie gegen den Verstand mißtrauisch gemacht hat. Aber wenn wir Menschen nicht ernst und nicht für voll nehmen, die nur Verstand und Kritik gelten lassen, dann müssen wir auch wissen, daß das Gemüt und die Phantasie allein auch nicht genügen, um den Menschen vollwertig und sein Tun brauchbar zu machen.

Es ist eine drollige Erfahrung: der reine Verstandesmensch, mag er noch so goldene Worte und noch so scharfgespitzte Urteile von sich geben, wird uns sehr bald langweilig. Und ebenso werden uns die edlen Schwärmer für das Gemüt, die poetischen und enthusiastischen Spezialisten des Herzens bald langweilig. Der auf sich allein gestellte edle Geist wie das auf sich allein vertrauende edle Gemüt, sie haben beide eine Dimension zu wenig. Man merkt das im Leben des Alltags und im politischen Leben, man merkt es noch deutlicher in der Kunst. Das Gescheite wie das Innige, das Schnoddrige wie das Edle, es ist ohne seinen Bruder und Gegenpart nicht voll, nicht überzeugend, nicht liebenswert. Der Mensch wird uns langweilig, wenn er nur zwei Dimensionen hat.

Wir haben es erlebt, wie der spezialisierte und der Macht hörige Geist der Göbbels im Volk gerade das Gemüt zu pflegen und gegen den Verstand aufzuwiegeln bestrebt war. Da Kritik an der Macht nicht mehr erlaubt war, da man mit einem kindlich kritiklosen Volk am leichtesten durchkam, wurden Blut und Boden, Ahnen und Instinkte verehrt, man konnte diesen Bestien gar nicht blauäugig, träumerisch und kindlich genug sein.

Nach meinen Eindrücken hat man in Deutschland sich das doch zu wenig klargemacht. Wir wissen ja: die Größe der Völker liegt im Erdulden, nicht im Lernen. Und doch wünscht man so sehr, es möchte bei alle dem unendlichen Leiden auch etwas erfahren und

gelernt worden sein. Aber es sieht nicht aus als wäre dem so. Eine spezialisierte, hochgezüchtete Intelligenz steht einem Volk gegenüber, das nichts von ihr lernen kann, weil es sie nicht zu lieben vermag. Dies zu sehen, daran zu leiden, damit zu kämpfen, das zu heilen: das ist die Aufgabe der nicht spezialisierten, der nicht zu Widersachern der Seele gewordenen Geistigen, also auch die Ihre.

Genug, wie schrecklich lang ist mein Brief geworden! Und enthält nichts als Selbstverständlichkeiten!

*

Montagnola, im März 1950

Verehrte Frau R.

Die Lage, aus der Sie mir schreiben, und das Anliegen, das Sie zu mir führt, sind allerdings traurig und empörend genug: Sie stehen, aus dem Osten in Ihre westdeutsche Heimat zurückgeflohen, vor der Wahl, wieder den Rückweg anzutreten und in ein Leben zurückzukehren, das Ihnen nicht mehr ertragbar geschienen hatte, oder mit den Ihren für Jahre ins Gefängnis zu gehen, falls Sie nicht eine unerschwinglich hohe Summe aufbringen und bezahlen können. Es klingt unerhört und klingt grotesk, und ist leider nicht neu und nicht mehr überraschend, sondern paßt zu allem andern, paßt genau in die Welt und die moralisch-politischen Zustände, in denen wir leben. Es ist nicht einmal der Gesetzgebung Ihrer Heimat ein besonderer Vorwurf zu machen, es würde einer Schweizerin in Ihrer Lage, wenn sie schutzsuchend in ihre Heimat geflohen wäre, ebenso gehen, nur mit Gefängnis würde man sie nicht strafen, sondern sie an die Grenze stellen oder zumindest der endlosen und bestialischen Büro- und Polizeihölle der Heimatlosen überlassen.

Es ist schaurig und auf eine Weise doch gerecht, daß Ihr Volk, das so viele Millionen unschuldiger Menschen umgebracht, gefoltert, aus der Heimat vertrieben hat, nun sich selbst in dieser Weise zerfleischen muß.

Sie fragen mich um meine Meinung in der moralischen Entscheidung, die Sie zu treffen haben. Sie haben, wie Sie mir sagen, drei Möglichkeiten: in die Ostzone mit Zwangsarbeit usw. zurückzugehen, in Ihrer Heimat ins Gefängnis, angeblich auf fünf Jahre, zu wandern, oder sich das Leben zu nehmen. Ich glaube und hoffe nicht, daß Sie diesen dritten Weg wählen werden. Auch wenn Ihr

Mann, über dessen Einstellung ich nichts weiß, mit Ihnen einig wäre, dem Leben ein Ende zu machen, sind ja noch Ihre Kinder da, die Sie im Stich lassen oder mit umbringen müßten. Eine nahe Verwandte von mir hat das getan, in Berlin, im Augenblick des russischen Einmarsches, sie hat mit ihren Kindern das Leben verlassen. Niemand von uns macht ihr darum Vorwürfe, aber es ist auch niemand damit einverstanden.

Ich würde, wenn ich in Ihrer Lage wäre, weder den Weg nach rückwärts wählen noch den Weg in den Tod, sei es mit oder ohne Kinder, sondern ich würde dem Schicksal und den Behörden ihren Lauf lassen und das Gefängnis über mich ergehen lassen. Sich nicht wehren, sich passiv, schweigend und schmiegsam zu verhalten, ist in scheinbar hoffnungslosen Lagen ohnehin das beste, und es ist außerdem das richtigste, das einwandfreieste, christlichste oder ganz einfach: das anständigste Verhalten. Ich glaube nicht, daß es bei den angedrohten fünf Jahren bleiben wird — wer will heute sich auf so lange Zeit festlegen! Mit der Annahme der «Strafe» übergeben Sie denen, die Sie verurteilen, die Verantwortung, und lassen Ihrem Schicksal alle Möglichkeiten offen.

Zu meinem innigen Bedauern sehe ich gar keine Möglichkeit, von hier aus etwas für Sie zu tun. Eine Versöhnung zwischen Menschlichkeit und Politik, zwischen Gesetz und Geist wäre nötig, aber soviel ich sehe, sind die Versuche dazu vorläufig alle auf dem falschen Geleise der Büros und Kongresse, ich glaube nicht an sie und habe mich ihnen ferngehalten. Kein Tag, der mich nicht vor diese Fragen stellte! In herzlicher Teilnahme grüßt Sie Ihr

*

An die Herausgeber einer Anthologie «Dichterbühne» im Verlag Erich Blaschker in Berlin, welche beinahe hundert, meist noch ganz unbekannte deutsche Dichter unserer Zeit enthält.

Montagnola, Anfang März 1950

Sehr geehrte Herren

Die «Dichterbühne» habe ich mir ein wenig angesehen.

Es ist rührend und ergreifend zu sehen, wie das Bedürfnis nach lyrischem Ausdruck auch inmitten der schwersten materiellen und moralischen Not nicht erstirbt. Auch die weniger geglückten und weniger gekonnten Gedichte dieses verdienstvollen Bandes

haben etwas Ueberzeugendes und Gewinnendes, der Not wegen, aus der sie stammen, und des hohen Druckes wegen, unter dem sie entstanden. In hundert Herzen und Köpfen lebt die Dichtung schöpferisch weiter.

Wenn ich mir vorstelle, wie etwa eine solche «Dichterbühne» zur Zeit meiner eigenen Jugend, um 1900, ausgesehen hätte, dann finde ich große Unterschiede. Das Buch von 1900 würde mehr Tradition, mehr formale Klarheit, mehr Spielerei und Bravour enthalten, aber auch mehr Geflunker, mehr Eitelkeit, weniger Ernst, weniger echte Glut. Die junge Lyrik nach den beiden Weltkriegen hält dem Vergleich mit der älteren stand. Sie ist mit allzu viel Erlebtem und Erlittenem belastet, aber der Quell ist nicht verschüttet, und die jungen Melodien sind uns Alten nicht so fremd wie mancher der Jungen glauben mag.

Mit Grüßen Ihr

*

An einen jungen Deutschen, der als Knabe enthusiastischer Nationalsozialist und Gruppenführer in der Hitlerjugend war, und seit der Ernüchterung sich nicht mehr zurechtfindet.

Lieber Herr J.

Ihren Wunsch kann ich nicht erfüllen, ich bin ein schwer überbürdeter alter Mann, und es hätte auch keinen Sinn, daß Sie sich aus weiter Ferne einem Seelenarzt und «Führer» anvertrauen, der Sie nicht kennt und dem gegenüber Sie sich beliebig aufspielen und maskieren könnten.

Ich schicke Ihnen Ihre Manuskripte zurück, Sie werden sie noch brauchen können. Ueber den Aufsatz denke ich ähnlich wie Ihr Lehrer, die Gedichte sagen mir nichts.

Es ist vielen gegangen wie Ihnen. Sie sind auf die Hitlerei hereingefallen und stehen nun haltlos da, ich kenne viele solche. Sie zu erziehen und wieder zu Menschen zu machen wäre eine große und wichtige Aufgabe, aber ich wäre ihr nicht gewachsen. Auch stehe ich seit 1933 ununterbrochen im Dienst der Fürsorge für Eure Opfer, für die Emigration, für die Juden, wir sind damit schon über unsere Kräfte beladen. Lernen Sie, einerlei wo, einmal wirklich dienen, wirklich sich hingeben, wirklich an die Sache zu denken, statt an sich selber, das ist der einzige Weg aus Ihrer Einöde heraus.

Ihr

*

An Ernst Morgenthaler.

Lieber Freund

Das Buch von Hamo, das nun so lang nach seinem Tod erschienen ist und das du mir geschickt hast, ist wirklich, wie du meintest, vielleicht sein bestes und konzentriertestes. Lebhaft ist seine liebe skurrile Gestalt, die bei all seiner Länge im Sitzen oder Hocken oder Kauern so märchen- und zwergenhaft wirken konnte, mir wieder erstanden, seine paar Besuche bei mir und ein paar andre Zusammenkünfte, seine Stimme, sein Kichern, sein geschicktes Hantieren mit den schauerlich verstümmelten Händen, und dann, wenn er wegging und man ihm nachsah, die Wunderlichkeit und Einsamkeit dieser plötzlich lang und groß gewordenen Gestalt, wie sie langbeinig und stets wie verlegen und ziellos davonschlenderte, mit gespielter Wurstigkeit und Flottheit, es tat einem ja jedesmal das Herz dabei weh.

Aber traurig macht sein Buch doch sehr, diese Verbohrtheit, diese lebenslange Knabenwut auf die andern, Normalen, Glücklichen, deren Armut und Unglück er doch so gut beobachtet hat, diese heroische Romantik — und dies kaum begreifliche Schicksal! Was er daran nicht selber verdorben hat, haben die andern verbogen und verdreht. Außer der einen geliebten Frau ist er nie einem ihm gleichwertigen Menschen begegnet, ist wenigstens zu keinem in ein Verhältnis gekommen. Wie muß seine Kindheit mißverstanden und einsam gewesen sein!

Nach der Lektüre dieser traurigen Lebensbeichte mußte ich mich fragen, was eigentlich das Interessante, das Originelle und Anziehende an diesem hoffnungslosen Buche sei. Es ist die Natur, die hinter dieser Beichte steht, es ist der Umstand, daß diese oft so törichte, oft so unnötig sich bloßstellende Klage eines Gescheiterten nicht von einem windigen Hysteriker stammt, der nur den Pathologen interessieren kann, sondern von einem Kerl, der ein Riese an Kraft ist, der hundertmal sein Leben aufs Spiel gesetzt und schon an rein physischer Leistung das Vielfache eines Normalen aufgebracht hat, eines Menschen also, von dem durchaus Uebernormales, Besonderes, Einmaliges zu erhoffen war. Etwas davon, wenn es auch nur wenig ist, ist in seine Bücher geflossen, und das macht sie wertvoll.

Aber wenigstens hat er dies Buch hinterlassen, dies ebenso geniale wie dumme Buch, dies unter Tränen und Kichern hingekratzte Selbstbildnis eines einsamen Amokläufers! Es werden auch jetzt nur wenige wirklich etwas damit anfangen können, aber

wenn es einem die Augen öffnet und die Tür ins Freie zeigt, der auf ähnlich gefährlichem Wege ist, oder wenn es einige erschrekken läßt über den Grad von Leid, das hier gelitten werden mußte, und über den Grad von normierter Gedanken- und Lieblosigkeit, welche diesem armen kranken Genie seine Umwelt gezeigt hat, dann ist es nicht umsonst geschrieben.

In den letzten Tagen kamen mehrere Briefe von amerikanischen Lesern, die mich nachdenklich machten. Es sind die ersten Stimmen von dort, die ich höre, meine dortigen Leser waren bisher ohne Ausnahme Emigranten deutscher Herkunft. Aber es sind zwei oder drei Bücher von mir auf den Nobelpreis hin übersetzt worden und in Amerika erschienen, unnötigerweise, doch war es nicht zu verhindern. Natürlich nimmt der Boden diese Saat nicht auf. Aber diese paar Leser, die mir geschrieben haben, sind also doch empfänglich gewesen. Sie witterten etwas wie Heimat darin, denn sie sind arme Outsider und Steppenwölfe, einsam und hoffnungslos inmitten einer gesunden, kraftvollen, einfach und gut erzogenen Kollektivwelt, sie leiden Not und freuen sich, daß da ein alter Mann in Europa, ein Kind des 19. Jahrhunderts und des Individualismus, ihnen von ihren eigenen Nöten erzählt. Einem von ihnen habe ich geantwortet, sein Brief war einer der klügsten, die ich je bekam, und von einer ruhig und sachlich ausgesprochenen Glaubens- und Hoffnungslosigkeit. Ich habe ihm geschrieben, es sei mir unheimlich, aus seinem Lande solche Briefe zu bekommen, ich könne nur hoffen und wünschen, die Zahl seiner Gesinnungs- und Leidensgenossen sei winzig klein, denn das Umschlagen einer ganzen Generation nach der Seite der differenzierten Individualpsychologie wäre eine Katastrophe.

Heute, am 27. April, ließ der erste Kuckuck sich hören. Es klingt jedes Jahr schöner und unbegreiflicher. Was der Steppenwolf in New Jersey beim Lesen des Demian empfindet, und hundertmal mehr und Differenzierteres, empfinde ich bei diesem Ruf, denn er bedeutet nicht nur Frühling (der für alte kranke Leute eher eine Tortur ist), er singt nicht nur Liebe und Schöpfungszauber, er ruft mir außerdem siebzig andere Frühlinge ins Gedächtnis, und die siebzig sich langsam ändernden Nuancen und Bedeutungen, die diese Vogelstimme für mich gehabt hat. Heute ist es nicht mehr wie in jungen Jahren die Wandersehnsucht, das unsinnige Verlangen, alles wegzuwerfen und fortzulaufen, südwärts, über die Alpen, durch Italien, nach Sizilien, nach Afrika, nach Indien. Eher ist das, was mir heute der Kuckuck und der Frühling zuruft, eine Erinnerung und Mahnung an den Zustand des Schaffenden, ein heimatliches Spielen mit dem Gedanken, nach vieljährigem

Schweigen vielleicht doch noch einmal nur Künstler, nur Dichter zu sein, und das große und gefährliche Spiel mit einer dichterischen Konzeption zu wagen. Es ist nur ein Spielen, aber es ist frühlingshaft, ist ebenso innig wie unerträglich Sehnsucht weckend, der Gedanke hat beinahe wieder die Kraft und den Zauber, mit welchem einst Italien, Sizilien, Afrika mir rief. Das ist ein ebenso schöner wie gefährlicher Zustand, einer der nicht lange dauern darf, es wäre nicht zu ertragen.

Addio. Es grüßt Dich Dein

*

Montagnola, im Mai 1950

Lieber Herr Dr. L.

Seit mehr als einem Monat liegt Ihr Brief bei mir und wartet auf Antwort. Daß sie sich so verspätete, wäre leicht zu entschuldigen, aber ich möchte mich Ihnen gegenüber nicht mit einer Höflichkeit begnügen. Sie haben vor 20 oder 25 Jahren die damals beste Dissertation über mich verfaßt, und haben darin speziell meine religiösen und meine asiatischen Herkünfte und Verwandtschaften untersucht. Sie erreichten ein überdurchschnittliches Maß an Verständnis, und seither haben Sie nach all den Stürmen der Zeit seit 1933 sich wiederholt und freundschaftlich mir wieder genähert, wir haben Briefe getauscht, und ich altes Kind lebte nicht ungern in dem schönen Wahn, noch immer von Ihnen verstanden und ernst genommen zu sein.

Diesen Wahn hat Ihr Brief teilweise zerstört, und daraus ergab sich, wie ich erst jetzt deutlich sehe, jene innere Hemmung, die meine Antwort so erschwert hat.

Sie wollten, daß ich Ihnen erlaube, eines meiner Bücher zu verfilmen. Und als ich Ihnen, wie schon manchen Vorgängern, diese Erlaubnis verweigern mußte, haben Sie daraus Schlüsse gezogen, die mich enttäuschten.

Sie schrieben, daß ich «es weit von mir weise, mit dem Teufelswerk Film auch nur im geringsten zu tun zu haben», etwa, wie wenn ich ein alter Pastor oder Asket wäre, der durch den Film die «Moral des Volkes» bedroht sieht.

Vermutlich haben Sie inzwischen sich das auch noch etwas überlegt, aber ich möchte doch, so gut es der überstopfte Arbeitstag mir erlaubt, Ihre zu naive Vorstellung von meiner Stellung zum Film korrigieren.

Ich sehe im Film durchaus kein «Teufelswerk», und habe nicht das mindeste dagegen, daß er der Dichtung und dem Buch Konkurrenz macht. Es gibt Filme, die ich als Zeugnisse hohen künstlerischen Geschmacks und wertvoller Gesinnung schätze und bewundere. Und ich bin auch keineswegs dagegen, daß literarisch gebildete und produktive Talente, wie Sie selbst eines sind, sich dem Film zuwenden. Im Gegenteil. Ich glaube, daß der Film manchen starken Begabungen erst das ihnen gemäße Wirkungsfeld bietet, sie erst richtig schöpferisch macht und davor bewahrt, in andern Künsten zu dilettieren. Es gibt Begabungen genug, deren Lust und Kraft das Empfinden, das Erzeugen von Spannung, das Erwecken von Interesse und Teilnahme für alle möglichen Höhen und Abgründe des Lebens ist, das Herbeiführen interessanter und charakteristischer Situationen und Gruppierungen, Begabungen mit intensiver Phantasie, edler Neugierde auf die Tausendfältigkeit des Lebens und unter Umständen auch mit einer hohen Moral, will sagen einem starken Gefühl der Verantwortlichkeit für die Seelen der Zehntausende, auf die sie wirken. Es ist ferner nicht nur denkbar, sondern auch schon durch konkrete Beispiele erwiesen, daß der Verfasser eines guten Drehbuches zugleich ein wirklicher Dichter sein könne.

Es ist aber ein großer Unterschied zwischen einem Film, der von einem Dichter erdacht wird, und einem Film, der ein schon vorhandenes Werk der Dichtung sich aneignet und für seine Zwecke benützt. Das erste ist echte und legitime Leistung, das zweite Diebstahl oder, hübscher gesagt, Anleihe. Eine Dichtung, die rein mit den Mitteln der Dichtung arbeitet, rein mit der Sprache also, darf nach meiner Auffassung nicht als «Stoff» verwendet und von einer andern Kunst mit deren Mitteln ausgebeutet werden. Das ist, in jedem Falle, Degradierung und Barbarei.

Nun haben Sie ja sehr recht mit dem, was Sie über die Wirkungsmöglichkeiten des Films sagen, und über die unendlich vielen Tausende von hungrigen und nach Kunst begierigen Seelen, die vom Film erreicht, befriedigt und beeinflußt werden können, während sie der geschriebenen und gedruckten Dichtung unerreichbar bleiben. Aber wenn Sie den Raskolnikow, die Madame Bovary, den Grünen Heinrich oder irgendwelche Dichtung mit noch so viel Geschmack, Geschick und sogar mit höchster sittlicher Verantwortlichkeit zu einem Filmstück machen, dann haben Sie den eigensten, innigsten Wert dieser Dichtung zerstört und haben im allerbesten Falle höchstens etwa das erreicht, was die Uebersetzung eines dieser Werke etwa ins Esperanto erreichen könnte.

Was übrigbleibt, ist die Erinnerung an etwas Sentimentales oder Moralisches, verlorengegangen ist das Herz und der Wert, das Unnachahmliche und Einmalige.

Verlorengegangen ist damit aber auch jenes Stück alter und noch lebendiger Kultur, das in jedem sprachlichen Kunstwerk steckt.

Man könnte nun auch den Verfilmer einer Dichtung mit dem Illustrator einer Dichtung vergleichen und geltend machen, daß schon mancher Illustrator genialer war als das Werk, das er illustrierte. Meinetwegen, aber desto störender sind alle Illustrationen, deren Kunstwert geringer ist als der des illustrierten Werkes.

Es ist wohl möglich und sogar wahrscheinlich, daß die nächste Zukunft das Menschenleben so gestalten wird, daß dem Film beinahe alle die Aufgaben zufallen, die bisher Aufgaben der Literatur waren, und für lange Zeit kaum noch jemand imstande sein wird ein Buch zu lesen. Aber ich würde, was mich betrifft, auch dann noch mich der Verfilmung meiner Bücher widersetzen, und es würde mich keine Anstrengung kosten, der Verlockung des Weltruhms oder des Geldes standzuhalten. Denn gerade je bedrohter die Dichtung und die Sprache als Kunstmittel ist, desto mehr wird sie mir teuer und heilig.

Ach, was für lange Briefe! Ich bin richtig müde geworden. Nehmen Sie vorlieb und seien Sie freundschaftlich gegrüßt von Ihrem

*

Postkarte an jemand, der mir ein Buch mit hübschen surrealistischen Dichtungen gesandt hatte.

Sehr geschätzter Herr

Mein Urteil über den literarischen Surrealismus, nach dem Sie fragen, ließe sich in Kürze etwa auf folgende Formel bringen:

Obwohl der Präsident des internationalen Ein- bzw. Ausschusses den üblichen Breitegrad längst überschritten zu haben Miene macht, glüht dennoch in den Seelen der ihm blind Ergebenen unwandelbar, aber zielbewußt der radikale Unglaube an die ewige Ordnung.

*

Brief an einen jungen Dichter, der mir auf «Das junge Genie» hin geschrieben hatte.

Lieber Herr Glende

Sie gehen in Ihrem Brief, wie Sie sagen, «einen Schritt weiter» als ich, und nennen einfach alle Menschen Genies, weil die Menschheit ein Ganzes sei und weil jeder Einzelne alle Möglichkeiten des Menschen in sich trage. Das ist ein naheliegender, aber überaus gefährlicher Schritt, den Sie in Privatbriefen und unter Eingeweihten, nicht aber etwa öffentlich tun dürften. Denn, daß Gut und Böse, Schön und Häßlich und alle Gegensatzpaare in eine Einheit auflösbar sind, das ist eine esoterische, geheime, den Eingeweihten zugängliche (und auch ihnen oft wieder entgleitende) Wahrheit, aber nicht eine exoterische, allen verständliche und bekömmliche. Es ist die Weisheit des Lao Tse, wenn er die Tugenden und guten Werke verachtet (man denkt dabei auch an den jungen Luther). Aber auch Lao Tse hätte sich sehr gehütet, diese Weisheit dem Volk anzubieten.

Wenn wir wie Sie diesen «Schritt weiter» tun, wenn uns Mensch und Genie gleichbedeutend sind, dann entwerten wir damit auch die Sprache, deren Wert und Tugend im Differenzieren besteht. Dann kann man jedes Wort durch jedes andre ersetzen, übrig bleibt das Nichts.

Nun, vermutlich wissen Sie das ja selbst.

Im übrigen war mein Brief an das junge Genie kein Essay über eine interessante Frage, kein Versuch einer objektiven oder einer gefälligen Formulierung, sondern die momentane Antwort auf einen konkreten, einmaligen und persönlichen Anruf.

Lassen Sie sich auf Ihrem Wege nicht stören, auch nicht durch diese Zeilen. Solche Briefe kosten mich viel, ohne daß je einer, dem ich Antwort gab, zufrieden gewesen wäre. Beinah beneide ich Sie ein wenig, der Sie noch Verse machen und ein Privatleben haben dürfen. Es grüßt Sie Ihr

*

Verehrte Schwester Luise

Sie haben mir ein paar erbauliche Schriften zugeschickt und dazu geschrieben: «Es gibt einen lebendigen Gott. Wo steht es geschrieben, daß ich nicht auch Ihnen dies mitteilen darf? Die andern Götter sind alle tot.»

Es steht natürlich nirgends geschrieben, daß Sie mir diese Mitteilung nicht machen dürfen. Nur mutet sie mich, wie alle ins Blaue unternommenen Bekehrungsversuche, etwas wunderlich und im Grunde unnötig an. Sie teilen Ihr Wissen um die Existenz Gottes einem alten Manne mit, dessen Eltern und Großeltern nicht nur dem Namen nach, sondern in Leben und Tat Christen waren und ihr ganzes Leben in den Dienst des Reiches Gottes gestellt haben. Von ihnen bin ich erzogen, von ihnen habe ich Bibel und Lehre vererbt bekommen, ihr nicht gepredigtes, sondern gelebtes Christentum ist unter den Mächten, die mich erzogen und geformt haben, die stärkste gewesen. Darum klingt Ihre Mitteilung mir ein wenig überflüssig, etwa so, wie wenn jemand mir im April mitteilen würde, es sei jetzt Frühling, und im Oktober, es sei jetzt Herbst geworden.

Das ist das eine, was mich an Ihrem so gut und freundlich gemeinten Gruß ein wenig befremdet hat. Aber es ist in Ihren wenigen Zeilen nicht das einzige, und es hätte längst nicht genügt, um mich zu einer Antwort zu bewegen.

Nein, da steht in Ihrem winzigen Briefchen noch ein anderer Satz, ein falscher und nicht zu verantwortender Satz, und der nötigt mich zu einer Antwort. Der Satz lautet: «Die andern Götter sind alle tot.»

Ich weiß nicht, in wie vielen Ländern der Welt Sie gelebt haben, wie viele Völker, Sprachen und Literaturen Sie kennengelernt haben. Aber auch wenn Sie zehn oder zwanzig Sprachen, Religionen und Literaturen bis zum Grund erforscht hätten, wären Sie zu diesem falschen, törichten und überheblichen Satz nicht berechtigt.

Sie stellen fest: «Es gibt einen lebendigen Gott», und ich gebe Ihnen darin recht. Aber welcher Gott es sei, den Sie den allein lebendigen nennen, während alle andern tot seien, das sehe ich aus den Traktätchen, die Sie mir zusandten. Es ist der Gott protestantischer Christen, bestenfalls der einer Kirche, vielleicht auch nur der einer Sekte, einer kleinern Gemeinschaft von Frommen, denen es mit ihrem Christentum ernst ist. Dieser Gott ist für Sie der «lebendige», und alle andern erklären Sie, hoch von oben herab, für tot.

Nun, es gibt außer Ihrer Gemeinschaft, oder, wenn Sie wollen, außer der Kirche, der Sie angehören, noch viele hundert Millionen von Menschen aller Rassen und Sprachen, die ebenfalls an einen lebendigen Gott glauben und ihm dienen. Der Gott dieser Gläubigen, die an Zahl denen Ihrer Kirche um das Vielfache überlegen sind, ist wahrscheinlich für viele seiner Diener (nicht für alle) genau so wie der Ihre ein Gott, der einzig lebendig und gültig ist, und neben dem alle andern Götter, also auch der Ihre, verehrte Schwester, «tot» und ungültig sind.

Der Gott der frommen Juden z. B., ist keineswegs der Ihre, denn er ist zwar das Vorbild nach dem der Ihre geformt ist, aber er ist keineswegs jener Gott, der seinen Sohn hat Mensch werden lassen. Und so sind die Götter alle, die von frommen Mohammedanern, von frommen Indern, Tibetanern, Japanern verehrt werden, von dem Ihren sehr verschieden, und dennoch ist jeder von ihnen sehr lebendig, sehr wirksam, jeder von ihnen hilft Unzähligen das Leben ertragen, das Leben heiligen, sich ins Leiden zu ergeben und den Tod gut zu bestehen.

Allen diesen Millionen von frommen, trostsuchenden, nach Würde und Heiligung für ihr armes Leben strebenden Gläubigen, denen sich der eine lebendige Gott auf etwas andre Weise offenbart hat als Ihrer und Ihrer Kirche, sprechen Sie unerschrocken und allwissend ihre Götter, ihre Lehren, ihre Glaubensformen ab. Dazu gehört ein Mut ohnegleichen, um den ich Sie bewundern könnte, wenn es nicht ein trauriger und billiger Mut wäre. Er beruht nicht auf Ueberlegenheit, sondern auf Unkenntnis der Wirklichkeit, auf Parteigeist.

Ich werde, verehrte Schwester Luise, nach wie vor an den lebendigen Gott glauben, und werde von seiner Existenz gerade darum stets überzeugt sein, weil er sich nicht einmal und irgendwo offenbart hat, sondern hundertmal und in hundert Formen, Bildern und Sprachen.

Nein, die andern Götter (die, die anders aussehen als Ihrer) sind nicht tot, dessen kann ich Sie versichern. Gott sei Dank leben sie, und wenn eine dieser vielen Erscheinungsformen des Einen verbraucht und altersmüde wird, dann hat der Lebendige längst schon neue Gestalten bereit, in denen er erscheinen kann. Er überlebt die Völker, er überlebt die Religionen und Kirchen, auch die Ihre.

Mit freundlichem Gruß

*

An Richard Benz in Heidelberg.

Montagnola, 18. Mai 1950

Verehrter, lieber Herr Dr. Benz

Schon so lange war es mein Wunsch, Ihnen für Ihren Brief von Anfang März zu danken, der mich für jede seiner Nuancen offen und dankbar fand. Nun, Sie wissen, was Ueberbürdung ist, und

von der meinen ist Ihnen inzwischen durch das Brief-Mosaik und andre Zeichen genauere Kunde geworden, so brauche ich mich nicht lang zu entschuldigen. Wir wissen ja beide voneinander, sehen uns einer vom andern verstanden und einer im andern bestätigt, das kann durch keine Pause im Briefwechsel mehr angetastet werden. Immerhin ist es schön und ermutigend, ein solches Verhältnis so klar und so herzlich erkannt und ausgesprochen zu sehen, wie Ihr letzter Brief es getan hat. Es sind ja solche Verhältnisse, wie das zwischen Ihnen und mir, heute in einem Literatenleben ziemlich seltene Glücksfälle. Statt in einer Atmosphäre der Kollegialität, der gleichstrebenden Kameradschaft oder gar einer universitas literarum, lebt ja jeder von uns in einer teils gewollten, teils leidigen Einsamkeit, und mancher, der es darin nicht mehr aushielt, hat nachgegeben und sich von einer der großen dogmatisch-autoritären Gemeinschaften aufsaugen lassen. Ich werde nie vergessen, mit wieviel Resignation André Gide bei unsrer einzigen persönlichen Begegnung davon sprach.

Wir haben ja freilich, und das ist gewiß ein Glück und Trost, unsre Leser, deren Reaktion auf unsre Arbeit, deren Gefolgschaft oder Widerspruch uns und unser einsames Tun rechtfertigen hilft. Aber noch so viele und noch so treue und willige Leser ersetzen uns doch niemals den Kameraden! Der Kamerad erst, der Kollege, vermag uns jenes Mitgehen, jenes Verstehen bis in alle Nuancen hinein, jene Anerkennung und jene Duldsamkeit zu schenken, die viel mehr ist als der Dank und Beifall noch so vieler Leser. Der Leser mag noch soviel Liebe und Verständnis für unser Werk haben, aber er hat es für das fertige, von uns distanzierte Werk, das längst aus dem Bereich des Werdens und der flutenden Möglichkeiten in das des Wirklichen und nicht mehr zu Aendernden übergetreten ist. Der Leser versteht, im allerbesten Falle, genau und prüfend das, was in unsern Büchern steht. Das andre ahnt er zuweilen, kennt es aber nicht: das Leben des Künstlers oder Kritikers, den Kampf um das Werk, den Rhythmus zwischen Tatenlust und Verzagtheit, gutem und schlechtem Gewissen, die Resignation, die jeden Abschluß eines Werkes und jeden Abschied von einem Werk begleitet, die Sorge um das Formulieren, um Vokabel und Syntax, die Hingabe an ein Tun, dessen freiwollende Urheber wir zu sein scheinen, während wir doch Ausführende und Werkzeuge viel älterer, tieferer und verwickelterer Mächte und Prozesse sind. All das versteht kein Leser, auch wenn er es ahnen mag, das versteht nur ein Kamerad. Und dann haben die Leser, auch die guten, so leicht eine Neigung, das Tastende und Schwebende in unsren Worten noch um einen Grad fester, deutlicher,

bestimmter und starrer zu machen, noch etwas katholischer zu sein als der Papst. Auch das kann uns nur vom Kollegen zuteil werden: das Verständnis für den Grad von Wörtlichkeit und Ernst, auf den eine unsrer Formulierungen Anspruch macht, für die Stufungen der Ironie, für die Resignation des In-der-Schwebe-Lassens.

Kurz, wir Autoren bedürfen der Kollegen, und die Fälle, in denen zwei Kollegen einander ganz nahekommen und einander genau den Grad von Ernstnehmen und Nachsicht, von Zustimmung und andeutender Kritik zu geben vermögen, der dem Autor seine einsame Arbeit erst sinnvoll macht, sind sehr selten. Zwischen uns beiden, Ihnen und mir, hat dies glückliche Verhältnis eigentlich von allem Anfang an bestanden, ohne freilich mir schon von Anfang an bewußt zu sein. Aber von Ihren ersten Editionen der Deutschen Volksbücher her war die Art Ihrer Fähigkeiten, Interessen und Möglichkeiten mir doch schon so vertraut, daß ich nicht verwundert war, sie an neuen Objekten und Themen betätigt zu finden, an der Musik, an Jean Paul. Ich fand, mehr und mehr, Sie mit einem Stück deutscher Kultur beschäftigt, das vom deutschen Volke selbst, die Gelehrten nicht ausgeschlossen, viel zu wenig gekannt und geschätzt, und das in seinem Wesen, wie mir schien, weit deutscher war als alle die offiziellen Schemata von Deutschtum. Sie waren in Schichten der Historie verliebt, die auch mir teuer und ergiebig waren, und sie hatten sie gegen die selben Mißverständnisse, gegen die selben Abneigungen und Feindseligkeiten zu verteidigen, die auch mir oft genug in den Weg traten. In dem Lärm des so lebhaften deutschen Geist-Betriebes spielten Sie ein mir verwandtes und sympathisches Instrument, und mehr und mehr erkannten wir mit den Jahren auch, daß wir Blätter der gleichen Partitur vor uns liegen hatten.

Möchten Sie einigermaßen wohl und an der Arbeit sein! Herzlich grüßt Sie Ihr

*

An eine gelehrte Frau, die mich fragt, warum ich im Glasperlenspiel nur von Eliteschulen für Männer und nicht auch für Frauen erzähle.

Wenn in einer Dichtung nur von Männern erzählt wird, so sollte das von den Frauen nicht als eine antiweibliche Haltung angesehen werden.

Eine Frau nämlich, die wirklich lesen gelernt hat und die Voraussetzungen zu einem kastalischen Leben besitzt, wird an ein Kunstwerk niemals die Frage richten: warum es denn gerade diesen Stoff und nicht einen andern zum Inhalt habe, warum ein Dichter sich z. B. erlaube, von den Leiden des Jünglings Werther zu sprechen, statt von den Taten Alexanders. Sie wird vielmehr an dem Geistigen und Uebergeschlechtlichen in einem solchen Buch ohne Ressentiments teilhaben. Und wenn es sie danach verlangt, wird sie ein Buch schreiben, in dem sie das gleiche Problem von der weiblichen Seite her darstellt. Jeder vernünftige Mann wird ihr dafür nur dankbar sein.

Freundlich grüßt Sie Ihr

*

Aus einem Brief von H. H. Juni 1950:

Danke für den Ausschnitt mit der lustigen französischen Anzeige des Peter Camenzind, in der er als interessanter Nachfolger des Glasperlenspiels empfohlen wird. Es ist drollig und rührend jedesmal, wenn so ein altes, vom Autor schon vergessenes Jugendbuch sich wieder meldet, noch lebt und wirkt, übersetzt und in fremden Ländern von Menschen einer andern Kultur und einer völlig andern Epoche gelesen wird. Neulich kamen vier Briefe von jungen Japanerinnen, etwa höhere Töchterschule, in denen sie auf englisch für den Camenzind schwärmen, der auch in Japan erschienen ist. Eine schreibt: «Wenn ich mit meiner Freundin eine besonders schöne Wolke am Himmel sehe, die zu beobachten wir von Ihnen gelernt haben, dann sehen wir einander an und sagen: Segantini!» So geschrieben in Kobe im Jahr 1950. Die Bücher wirken immer anders, als ihr Autor dachte. Der Peter Camenzind also hat bewirkt, daß die gebildeten jungen Mädchen in Japan dies Jahr statt Hiroshige oder Hokusai «Segantini» sagen.

*

An Professor Heinr. Hermelink in München

Beim ersten Durchblättern Deiner württ. Kirchengeschichte war ich vor allem darüber verwundert, wie viele der behandelten Themen mir bekannt und vertraut und interessant waren, obwohl ich

weder theologisch noch kirchlich interessiert bin. Aber die Mehrzahl der theologischen wie der kirchlichen Probleme war mir eben schon von Kind auf vertraut aus den Gesprächen der Eltern und Großeltern und ihrer Freunde: von den Fragen der Einschätzung der Herrnhuter und den heiklen Fragen über das Verhältnis zwischen Kirche und Gemeinschaften mit Laiengottesdienst bis zu den von uns Jungen zum Teil wider deren Willen erlauschten Gesprächen der Eltern über Chr. Schrempf war beinahe jedes Thema mir nicht nur geläufig, sondern lebendig und interessant, denn es standen hinter ihnen die lebendigen Personen der Ahnen, Eltern, Lehrer, diese Themen und Probleme waren mir nicht nur als akademische, sondern als wichtige und heilige Herzens- und Gebetsanliegen unseres Hauses und Lebenskreises bekannt geworden.

Im weitern Lesen habe ich mir, da ich das ganze Buch meiner Ueberbürdung wegen doch nicht lesen kann, eine Anzahl Rosinen herausgeholt, und war auch bei diesem zweiten Durchfliegen über die hohe Zahl dieser Rosinen, d. h. der mir persönlich interessanten Objekte Deiner Darstellung erstaunt. Da war vor allem der Pietismus, Bengel, der große Oetinger, dann eine Reihe von «schwäbischen Originalen». Ueberall fand ich Nahrung und machte manche für mich neue Feststellung, z. B. wie der schwierige Herzog Karl Eugen mit den Pfarrern, die er unter Nichtachtung des Konsistoriums protegierte, eigentlich eine recht gute und imponierende Auswahl getroffen hat. — Was ich ein wenig vermisse, ist ein eigentliches Eingehen auf den musikalischen Teil der Gottesdienste. Es ist zwar genügend vom Gemeindegesang und dem Gesangbuch die Rede, nicht aber vom Musikalischen, vom Bestand und Zuwachs an guten Orgeln, gelegentlichen Figural-Musiken usw.

Mit Befriedigung und Genuß stellte ich die Toleranz, die Weitherzigkeit und Konzilianz Deiner Urteile fest, es ist schön, wie auch Hegel, Hölderlin usw. bei Dir am Reich Gottes in Württemberg teilhaben.

Es war, glaube ich, die rechte Zeit, daß diese schwäbische Kirchengeschichte geschrieben wurde. Es gehörte dazu nicht nur Gelehrsamkeit, Fleiß und literarische Begabung, es gehörte dazu auch ein Autor unsrer Generation, einer, der beim Beginn des großen Umbruches, der mit 1914 begann, schon ein Mann und im Besitz der ungebrochenen schwäbischen Traditionen war. Schon ein um zwanzig Jahre jüngerer hätte über diese Tradition längst nicht mehr in diesem Maße verfügt und sich ihrer sicher gewußt.

Du hast mit Deinem Buch den Schwaben ein großes Geschenk gemacht. Es wird dankbare Empfänger finden, und nicht bloß bei

der Geistlichkeit. Der Schwabe liebt und pflegt seine Geschichte, und einem der wichtigsten Organe schwäbischen Lebens hast Du seine Geschichte geschrieben.

*

Liebe Frau K.

Schönen Dank für Ihren lieben und guten Brief. Was Sie mir darin von der Jugend erzählten, die ohne Möglichkeit des Widerstandes, der Kritik und Nachprüfung der Erziehung in der Hitlerjugend ausgeliefert war, ist mir nicht neu, ich habe das gleiche schriftlich und mündlich viele hundert Male genau erzählt bekommen und den Erzählenden recht geben müssen. Dennoch sind Unstimmigkeiten da. Zum Beispiel sagen Sie nicht, daß Sie als Kind für das *Vaterland* zu leben und zu sterben bereit gewesen seien, sondern für Hitler. Aber Sie und Ihre Leidensgenossen haben ja hundertmal Bilder dieses Menschen gesehen, haben hundertmal sein Gebrüll am Radio gehört! Das bleibt uns doch nur halb verständlich. Und dann stellen Sie, noch mit einem Rest von nationalistischem Ressentiment, fest, daß die siegreichen Feinde jetzt gegen Deutschland genau ebenso verführen wie Deutschland einst gegen seine Feinde. Dies nun ist einfach eine sentimentale Täuschung. Niemand konnte und kann enttäuschter sein als ich, über die Fehler der Besetzungsmächte, die oft zum Himmel schrieen, aber auch in den grausamsten Fällen ging es niemals so zu wie etwa in Frankreich und Holland unter deutscher Besetzung — und selbst wenn man über diesen Unterschied wegsieht, bleibt immer noch das Verfahren der Deutschen gegen die Juden übrig: dem haben alle Völker der Welt in den letzten Jahrhunderten nichts Gleiches entgegenzustellen.

Ich mußte diese Bemerkung machen, nur um Ihnen zu zeigen, wie tief bei uns allen das Nationalistische sitzt (ich nehme mich nicht aus) und wie leicht wir von diesem törichten Gefühlskomplex aus die Wahrheit verfälschen. Nach dieser Richtigstellung aber bleibt mir nur übrig, Ihnen für Ihren lieben Brief und seine Gesinnung zu danken. Leider ist es die Gesinnung einer Minderheit. Aber die Menschen des guten Willens sind immer eine Minderheit gewesen.

Herzlich grüßt Sie Ihr

*

Rundbrief an einige Freunde in Schwaben

Sommer 1950

Ist's auch eine Freude,
Mensch geboren sein?
Darf ich mich auch heute
Meines Lebens freu'n?

So sangen wir einst im Elternhaus an den Geburtstagen. Heute singen wir nichts dergleichen, halten vielmehr jedes Sichfreuen an solchen Tagen für erlaubt und geben uns Mühe, sie zu feiern — und doch war damals jeder solche Tag ein unvergleichlich froheres und höheres Fest als heute. Und wenn er vorüber ist, dann liegt, obwohl man schon seit acht Tagen fleißig am Lesen und Danken war, ein Haufen von Post da, und die Pflicht, ihn abzutragen, eröffnet das neue Jahr mit neuer Last. So erlaube ich mir euch gegenüber die Erleichterung eines Rundbriefes, nehmt ihn als Antwort nicht nur auf eure Glückwünsche, sondern auch noch für manchen lieben Brief der letzten Monate, der noch auf Antwort wartet.

Wenn ich auch nicht, wie Häcker mir einst prophezeihte, nach Stuttgart gezogen und jeden Donnerstag für alte Kameraden im Herzog Christoph zu treffen bin, so hat doch in den letzten Jahren die Senilität in meinem Gedächtnis und meiner Phantasie die frühste Jugend und einstige Heimat immer einseitiger und intensiver beleuchtet, und wie alle alten Leute bilde ich mir ein, das sei keineswegs nur eine Altersschwäche, sondern wir hätten tatsächlich damals etwas besessen, was heute niemand mehr besitzt und kennt.

Ich denke etwa an die Löffelgeschichte vom Pfarrer Machtolf in Möttlingen aus der napoleonischen Zeit. Da war das Möttlinger Pfarrhaus von durchmarschierenden Franzosen gründlich geplündert worden, und der Offizier hatte sich von Machtolf versichern lassen, daß nichts Wertvolles mehr im Haus verborgen sei. Er hatte mit gutem Gewissen ja gesagt, und der Haufe war abgezogen, da begann Machtolf, schon ein alter Mann, unruhig zu werden und nachzusuchen, ob nicht doch etwas zurückgeblieben sein möchte, und richtig fand er zwei silberne Löffel. Erschrocken machte er sich mit ihnen auf den Weg, hinter den Franzosen drein, holt sie ein und stellt sich dem Offizier, gibt die Löffel ab und bittet um Entschuldigung dafür, daß er aus Unwissenheit gelogen habe. Ich glaube, wenn man diese Geschichte heute einer Schulklasse oder einem Hörsaal voll Studenten erzählen wollte, würde sie bei den meisten ein Kopfschütteln und dann eine heftige Debatte darüber

hervorrufen, ob dieser Mann mit den Löffeln nicht ein Narr, ein schlechtes Vorbild sei. Wir aber haben damals um keine Erklärung der Geschichte zu fragen brauchen, das Verhalten Machtolfs machte uns zwar Eindruck, aber keinen irgendwie zweifelhaften, wir fanden es schön und richtig und waren kaum darüber erstaunt, daß der fremde Plünderer es ebenso begriff und billigte, denn er drückte dem grauhaarigen Pfarrer die Hand und gab ihm außer den Löffeln auch noch alles andre Geraubte zurück.

Kürzlich hat ein sehr begabter jüngerer Dichter mir eine äußerst kaltschnäuzige Postkarte geschrieben, in der er mir vorrechnet, was alles mir fehle, um ein richtiger Mensch und Autor sein zu können: es fehle mir die naturwissenschaftliche und mathematische Bildung, schrieb er, sowie die «Urerlebnisse» der Kaserne, des Krieges und des Hungers. Er hat recht, sie fehlen mir. Aber mir scheint das Aufgewachsensein in einer Luft und Temperatur, in der die Machtolfgeschichte keiner Erläuterungen bedurfte, doch auch eine Art von Urerlebnis zu sein, und kein schlechteres, als Kaserne, Krieg und Hunger es sind.

Da fällt mir ein: Mehrere von euch haben mir von schlechten Erfahrungen mit neuen Romanen erzählt, die sich die jüngste deutsche Historie zum Thema gewählt haben. Ich kenne von dieser Literatur sehr weniges und habe ja auch diese traurige Historie wach genug miterlebt, um kein Bedürfnis nach solcher Lektüre zu spüren. Aber zufällig ist mir doch ein solches Buch bekannt, ein sehr gutes, ein Roman, der von 1919 bis 1945 die Geschichte des deutschen Nationalismus und des deutschen Kommunismus erzählt. Der Roman ist von Anna Seghers, einer Kommunistin, und hat mir bis auf den Titel «Die Toten bleiben jung» überaus gut gefallen, denn es waltet in ihm eine dichterische Kraft, Liebe und Gerechtigkeit, die stärker ist als alle Parteigebundenheit.

Eine andre Frage, die einige von euch mir gestellt haben, kann ich nicht beantworten: was Thomas Mann bei unsren letzten Zusammenkünften an Gedanken über die Weltlage und Zukunft geäußert habe. Er hat nämlich hierüber vollkommen geschwiegen und war merklich mit dem privaten und verantwortungslosen Charakter unsres Zusammenseins zufrieden. Was ich über seine Gedanken etwa vermute, kommt mir nicht aus seinen Worten, sondern nur aus Beobachtungen sinnlicher Art über Stimme, Haltung, Gesichtsausdruck. Und nach diesen Beobachtungen vermute ich, daß er diese Dinge sehr ähnlich sieht und erlebt wie ich. Wir sehen eine verarmte und schamlos vereinfachte Menschheit einem Leben entgegengehen, das keiner von uns einen Tag lang teilen möchte, wir freuen uns an den Schätzen einer geliebten Kultur, die im Sterben

liegt und deren Ganzheit außer uns nur noch von ein paar anderen Leuten unsrer Generation empfunden werden kann, und wir sind einverstanden damit, daß wir die Früchte der verschiedenen Weltvereinfachungen und Weltverbesserungen nicht mehr werden kosten müssen. Dabei zweifeln wir nicht daran, daß die Menschheit auch mit diesen Problemen auf die einfache und gesunde Art von jenen fertig werden wird, denen das Ernstnehmen von Problemen, ja das Wahrnehmen und Zugeben der Probleme gar nicht passiert. Es ist ein etwas saurer Greisentrost, aber es steht sowohl dem Magister Thomas wie mir, hinter und über den Kulissen der Weltgeschichte, weit mehr an Glauben zur Verfügung, als die Mehrzahl unsrer Leser uns zutraut. Nur sind wir Alten auf Zuwachs an «Urerlebnissen» nicht erpicht.

Die Frage, auf welcher Seite wir im koreanischen Krieg zu stehen haben und wer für ihn und seine Folgen als verantwortlich anzusehen sei, werdet ihr gewiß ähnlich beantwortet haben wie ich. Wir haben in diesem unsinnigen Krieg ebenso wie in jedem andern Kriege, der heute irgend denkbar ist, nicht auf der Seite dieser oder jener kriegführenden Macht zu stehen, das ist klar, sondern wir lehnen den Krieg an sich ein für allemal ab und halten ihn für ein vollkommen unnütz und töricht gewordenes Mittel zur «Fortsetzung der Politik». Es ist damit wie mit den Atombomben: gemacht und vervollkommnet und aufgespeichert werden sie genau von den selben Mächten, die zu ihrem eigenen Schaden den letzten Weltkrieg «gewonnen» haben und denen es nicht gelungen ist, daraus etwas anderes zu lernen, als daß man eben noch viel heftiger rüsten müsse als je. Die Staatslenker und Generäle der Großmächte haben nichts gelernt und wollen nichts lernen, sie haben seit ihrem traurigen «Sieg» kaum etwas für den Frieden, aber sehr viel für die Ermöglichung neuer Kriege getan. Wir halten sie, bis zum letzten bei der Bombenfabrikation mitarbeitenden Physiker, für unsre Feinde und für die Feinde des Friedens und der Menschheit.

Lebt wohl, Freunde, und habt weiter Geduld mit mir. Vielleicht kann ich euch bald etwas Interessantes schicken. Ein Lehrer in Bern hat einen Vortrag vor Kollegen gehalten, in dem er auf die Gefährlichkeit meiner Bücher für junge Leser energisch hinweist. Der Vortrag hat ihm Freude gemacht und den Kollegen gefallen, darum will er ihn drucken lassen. Er wollte meine Meinung darüber hören, und ich konnte ihm natürlich von seinem Vorhaben nicht abraten. Wie gut wäre es, wenn der Unfug aufhörte, daß Fünfzehnjährige den Steppenwolf lesen! Ich gäbe viel dafür.

Ende